

7.

Ueber die Macht der Liebe.

---

Mittwoch. Morgens 8 Uhr  
den 19. Febr. 1777.

So wie ich vorgestern angefangen hatte, kann und mag ich nicht fortfahren. Ich lege also ein kleineres Fundament für ein kleineres Gebäude, für Sie zum — umblasen. Jedoch aus einer geheimen Ahnung zu urtheilen, wird auch dieser Brief nicht so ganz klein ausfallen; seltsam ausfallen wird er gewiß. Ich wage viel damit, wenn ich je viel bey Ihnen gegolten habe, denn ich wage alles zu verlieren. Sie sollen nicht allein meine Gedanken über Verlieben und Macht des Frauenzimmers hier in einem Auszuge sehen, sondern ich will Ihnen

auch einen kurzen Entwurf meiner Methode zu philosophiren geben, um mir bey Ihnen nicht sowohl die Ueberzeugung wegen des ersteren zu erleichtern, als die Vergebung. Ich werde alles in den geradesten Ausdrücken sagen, die mir vorkommen, und muß deswegen um zwey Dinge bitten: einmal, daß Sie denken, ich schreibe weder an Mann noch Weib, sondern bloß an eine vernünftige Seele, und daß, weil diese Vorstellung manchem nicht so geläufig seyn möchte, als Ihnen, Sie mir diesen Brief, so bald Sie ihn gelesen haben, wieder versiegelt zurück schicken. Ich sehe jetzt erst, eine dieser Bitten geht an Ihren Verstand, die andere an Ihr Herz, ich muß also noch eine dritte hinzufügen, daß die Gewährung dieser Bitten nicht von der Beschäftigung abhängen möge, die Herz und Ver-

stand in diesem Wirrwar finden, denn es könnte seyn, daß sie ganz leer ausgingen.

Trotz meiner großen Armuth an Kenntnissen (worunter ich nicht alles verstehe was ich weiß, sondern nur was ich auch zweckmäßig zusammengedacht habe), finde ich mich oft nicht wenig durch den Gedanken beruhigt, daß ich das durch tausendfaches Interesse gespaltene und tausendfach sich selbst betrügende menschliche Herz zu dem Grad habe kennen lernen, daß ich an einer Sache zweifeln kann und wenn sie in tausend Büchern bejaht stünde, tausend Jahre durch geglaubt worden und als untrüglich von schönen und häßlichen Lippen verkündigt worden wäre. Ich habe mir zur unverbrüchlichen Regel gemacht, aus Respekt schlechterdings nicht zu glauben, demohngeacht

aber, vor wie nach, fortzufahren aus Respekt am gehörigen Ort oft zu thun und zu sagen, was ich nicht glaube und nicht glauben kann. Der Mensch ist ein solches Wunder von Seltsamkeit, daß ich überzeugt bin, es gibt Leute, die oft meinen, sie glaubten etwas und glaubens doch nicht, die sich selbst belügen, ohne es zu wissen, und Dinge einem andern nachzumeinen und nachzufühlen glauben, die sie ihm bloß nachsprechen. Daß das wahr ist, davon, sage ich, bin ich sicher überzeugt, denn ich habe mich ehemals selbst darüber ertappt. Dieses hat mich sehr mißtrauisch gegen mich selbst und noch mehr gegen die Versicherungen anderer gemacht, deren Interesse, Gattung von Eigenliebe und Verstandeskkräfte ich nicht kenne, und von denen ich also nicht weiß, ob sie ein Votum haben oder ob sie

bloß Herolde sind. Wir sind nun gar zu geneigt zu glauben, das sey wahr, was wir oft bejahen hören und was viele glauben, und bedenken nicht, daß der Schein, der zehn betrügt, Millionen betrügen kann. Neun Zehnthelle des menschlichen Geschlechts glauben die Erde stünde still, und es ist doch nicht wahr. Wir bedenken nicht, daß, wenn einer halb aus Interesse etwas bejaht, es tausende ganz aus Interesse nachsagen, und zehntausend, weil sie doch was sagen müssen, und gar keine Meinung haben oder bloß andrer ihre. Das ist der größte Theil der Menschen. Es ist daher Jammer Schade, daß man so oft die Stimmen nur zählen können. Wo man sie wägen kann, soll man es nie versäumen. Ich kann daher nicht läugnen, daß mir die Leute vorzüglich angenehm sind, die ohne Affekta-

tion zuweisen die evidentesten Sätze bezweifeln, oder Leute zu entschuldigen suchen, die sie bezweifelt haben, so wie neulich K... von D..., der behauptet hatte, 3 mit 0 multiplicirt wäre 3, oder mit andern Worten dreymal nichts wäre drey. Ohne im geringsten solchen absurden Zweifeln, wie diese, eben angeführt, das Wort zureden, glaube ich auch, daß es keine größere Verstandesstärkung gibt, als Mißtrauen gegen alle Meinungen der Menge. Man kann sich immer sicher zurufen: das ist nicht wahr, und wenn man auch gleich am Ende findet, daß man sich geirrt hat; so wird man diesen Irrthum nie ohne Gewinn von Seiten des Systems von Kenntnissen entdecken, die man hat, und dessen Festigkeit doch eigentlich ausmacht, was wir Seelenstärke nennen. Sagen oder gar

predigen muß man diese Zweifel eben nicht immer. In Religionsfachen ist es das sichere Zeichen eines schwachen Kopfs. Denn was ist wahr an diesen Dingen, das nicht sein wahreres haben kann? Und wo es auf zeitliche Ruhe und Glückseligkeit ankommt, muß man, meiner Meinung nach, allgemein angenommene Sätze so wenig ohne große Ursache ändern, als einen geprüften guten Minister mit einem andern vertauschen, von dessen Geschicklichkeit man sich mehr bloß verspricht. In der Frage, worüber ich jetzt schreibe, könnte die muthwilligste öffentliche Untersuchung keinen Schaden stiften, ja nutzen würde sie, weil hierin das kleinste Theilchen, dem Zaum anzulegen oder dem Sporn abzunehmen, ein gutes Werk thun heißt, es müßte dann seyn, daß man so schriebe, daß man gerade

daß Gegentheil wirkte, so wie jemand von L...s Abhandlung vom Selbstmord gesagt hat: Er wüßte nicht, seitdem er das Büchelchen gelesen hätte, käme ihn zuweilen der Küßel an sich selbst zu ermorden. — Sehen sie nun, warum ich meinen Brief zurück verlange? Doch zur Sache.

Die Frage: Ist die Macht der Liebe unwiderstehlich, oder kann der Reiz einer Person so stark auf uns wirken, daß wir dadurch unvermeidlich in einen elenden Zustand gerathen müssen, aus welchem uns nichts als der ausschließende Besitz dieser Person zu ziehen im Stande ist? habe ich in meinem Leben unzählige Mal bejahren hören von Alt und Jung und oft mit aufgeschlagenen Augen und über das Herz gefalteten Händen, das Zeichen der innersten Ueber-

zeugung und der sich auf Discretion er-  
gebenden Natur. Ich könnte sie auch  
bejahen, nichts ist wohlfeiler und leichter,  
ich werde sie auch künftig aus Gefällig-  
keit wieder bejahen, oder auch, wenn  
künftige Erfahrungen das Cabinet berei-  
chern, aus dem ich jetzt herausphilo-  
sophire, im Ernst, woran ich aber des-  
wegen sehr zweifle, weil ein Paar Bey-  
spiele, die gehörig ins Licht gesetzt für  
mich streiten, hinlänglich sind, den ganzen  
Satz auf ewig zu läugnen. Ich habe,  
sage ich, den Satz unzählige Mal bejahen  
hören und bejaht gelesen in Prose und in  
Versen. Aber wie viel Menschen waren  
darunter, die die Frage ernstlich unter-  
sucht hatten? Bewußt wenigstens ist es  
mir von keinem, daß er sie untersucht  
hätte, und vielleicht hatte sie auch wirk-  
lich keiner untersucht; denn wer wird eine

Sache untersuchen, von deren Wahrheit der Gukus und die Nachtigall, die Turteltaube und der Vogel Greif einstimmig zeugen, wenigstens, wenn man den süßen und bitteren Warden aller Zeiten glauben darf, über deren Philosophie aber zum Glück der Philosoph so sehr lacht, als das vernünftige Mädchen über ihre Liebe. Ich glaube, ich habe die Frage hinlänglich untersucht, lange vor Hrn. Prof. Meiners, dessen Uebereinstimmung mit meiner Meinung in der Hauptsache nicht wenig dazu beygetragen hat, daß ich den Mann jetzt liebe, dessen Kopf ich längst verehrt habe. Nach dieser Untersuchung behaupte ich mit vöthlicher Ueberzeugung: die unwiderstehliche Gewalt der Liebe, uns durch einen Gegenstand entweder höchst glücklich oder höchst unglücklich zu machen, ist poetische Fabelen junger Leute, bey

denen der Kopf noch im Wachsen begriffen ist, die im Rath der Menschen über Wahrheit noch keine Stimme haben, und meistens so beschaffen sind, daß sie keine bekommen können. Ich erkläre hier noch einmal, ob es sich gleich wohl von selbst versteht, daß ich den Zeugungstrieb nicht meine; der, glaube ich, kann unwiderstehlich werden, allein sicherlich hat ihn die Natur uns nicht eingepägt, uns höchst unglücklich oder höchst glücklich zu machen. Das erste zu glauben macht Gott zu einem Tyrannen und das letztere den Menschen zum Vieh. Und doch rührt die ganze Verwirrung in diesem Streit aus nicht genugfamer Unterscheidung eben dieses Triebes, der sich unter sehr verschiedener Gestalt zeigt, und der schwärmenden Liebe her. Man vertheidigt Liebe und verwirft Liebe, und eine Parthey versteht dieses

und die andere etwas anderes. So weit diesen Morgen.

\* \* \*

Donnerstag. 9 Uhr.

Die guten Mädchen haben die Ausdrücke Himmel auf der Welt, Seligkeit, womit manche Dichter die glückliche Liebe belegten, als ewige unwandelbare Wahrheit angesehen, und mädchenmäßige Jünglinge haben es ihnen nachgeglaubt, da es doch nur weichliches Geschwätz junger Schwärmer ist, die weder wußten, was Himmel, noch was Welt war. Die Benennungen sind nur in so fern wahr, in so fern es wahr ist, daß Mädchen Götinnen sind. Die Griechen, nicht allein das weiseste und tapferste, sondern auch das wollüstigste Volk auf der Welt, hielten wahrlich die Mädchen

nicht für Götinnen, oder den Umgang mit ihnen für Paradies oder ihre Liebe für unwiderstehlich. Sie erzeigten ihnen nicht einmal die Achtung, die man wenigstens von einem freyen Volk, ich will nicht sagen von einem gefühlvollen, gegen ein schwaches Geschlecht hätte erwarten sollen. Sie brauchten sie, die organisirten Fleisch-Massen zu zeugen, aus denen sie selbst nachher Helden, Weise und Dichter formten, und ließen sie übrigens gehen. Sie wohnten im Innersten des Hauses, kamen nicht in Männer-Gesellschaften, wodurch ihnen denn freylich aller Weg abgeschnitten ward, sich für so kluge Köpfe gehödig auszubilden, daher sie immer schlechter und verächtlicher werden mußten. Daß ihnen wahrhaftig große Männer courten, diese Achtung mußten sie sich erst durch besondere auszeichnende

Geistesgaben erwerben, und diese Besuche waren nicht von der verliebten Art. Daß Vermögen, das ihnen die Natur gegeben hat, ein dringendes Verlangen auf eine angenehme und nützliche Art zu befriedigen, rechneten sie ihnen für kein Verdienst an, und, wie mich dünkt, mit großem Recht; denn es ist ein Handel, wobey beide Partheyen gewinnen. Die Ausdrücke Herz verschenken, Gunst verschenken, sind wieder poetische Blümchen. Kein Mädchen schenkt ihr Herz weg, sie verkauft es entweder für Geld oder Ehre, oder vertauscht es gegen ein anderes, wobey sie Vortheil hat, oder doch zu haben glaubt. Aber was führe ich Ihnen die Griechen an? Gibt es nicht heutzutag ein sehr vernünftiges Volk, das von der beides lächerlichen und gefährlichen und dabey müßiggängerischen

Schwärmercy der Liebe frey ist, ein Volk, dem wir allein den Fortgang in nützlichen Wissenschaften, Besserung des Menschen und alle großen Thaten zu danken haben. Wissen Sie, was ich für ein Volk meine? Gewiß Sie kennen es. Es ist die Gemeinde der aktiven, vernünftigen, starken Seelen, die man über die ganze Erde ausgebreitet findet, obgleich manches Städtchen leer ausgehen möchte; der gesunde, nützliche, glückliche Landmann, den unsere albernen Dichter (wie überhaupt die Natur) besingen und bewundern, ohne ihn zu kennen, sich sein Glück wünschen, ohne doch den Weg dazu wählen zu wollen. Mir läuft die Galle allemal über, wenn ich unsere Varden das Glück des Landmanns beneiden höre. Du willst, möchte ich immer sagen, glücklich seyn wie er und dabey ein Geck seyn wie Du,

das geht freylich nicht. Arbeite wie er, und wo deine Glieder zu zart sind zum Pflug, so arbeite in den Tiefen der Wissenschaft, lies Eulern oder Hallern statt G..., und den stärkenden Plutarch statt des entnervenden Siegwarts, und endlich lerne dein braunes Mädchen genießen, wie dein braunes Brot — von Hunger verklärt und gewürzt, wie dein Landmann thut, so wirst du glücklich seyn wie er. Nicht Adel der Seele, nicht Empfindsamkeit, sondern Mäßiggang, oder doch Arbeit bey der der Geist müßig bleibt und Unbekanntschaft mit den großen Reizen der Wissenschaft, worin schlechterdings nichts von Lieb' und Wein vorkommt, ist die Quelle jener gefährlichen Leidenschaft, die (ich getraue es allgemein zu behaupten) sich noch niemals einer wahrhaftig männlichen starken Seele bemächtigt hat. Wenn

jemand aus Liebe Eindrücke sucht, mit dem Mond im Ernst plaudert, so steckt gewiß das Häschen irgend wo im Kopf, denn eine Schwachheit steht selten allein.

Ich habe sehr hohe Begriffe von der Größe und Würde des Menschen. Einem Triebe folgen, ohne den die Welt nicht bestehen könnte, die Person lieben, die mich zum einzigen Gesellschafter ausersehen hat, zumal da nach unsern Sitten diese Person sich durch tausend andere Dinge an unser Herz fest hängt, und unter den mannichfaltigen Relationen, von Rathgeber, Freund, Handlungs-Compagnon, Bett-Camerade, Spielsache, lustiger Bruder (Schwester klingt nicht) auf uns wirkt, das halte ich sicherlich für keine Schwachheit, sondern für klare, reine Schuldigkeit, und ich glaube auch, es steht nicht

bey uns, ein solches Geschöpf nicht zu lieben. Beklagen wir ja den Tod eines Haushundes. Allein ein Mädchen sollte im Stande seyn mit ihren Reizen einem Manne seine Ruhe zu rauben, daß kein anderes Vergnügen mehr Geschmack für ihn hätte, und es stehe nicht in seiner Gewalt, sich diesem Zug zu widersetzen, dem Manne, der Armuth, Hunger, Verachtung seines Verdienstes ertragen, ja seiner Ehre wegen in den Tod gehen kann? Das glaube ich ewig nicht. Dem Gecken wohl, dem weichlichen Schwachen, der nie in irgend etwas Widerstand versucht hat, oder dem Wollüstling, der höhere Vergnügen des Geistes nicht kennt, als das Bewußtseyn, daß ihn ein hübsches Mädchen liebt (denn vom Genuß abstrahire ich, um dem Werther allen möglichen Vortheil zu geben), aber ge-

wiß keiner eigentlichen Seele; wenn eine solche je so was gesagt hat, so war es ein Compliment gegen die Damen und zwar ein sehr unartiges, weil es ein Pasquil auf alle vernünftige Männer ist; und doch ist es eine Frage, ob es ein Compliment für die Damen ist. Viele Männer halten das weibliche Geschlecht für so schwach, eitel, leichtgläubig und eingebildet, daß sie alles glauben, was man ihnen sagt, sobald es die Macht ihrer Reize angeht. Diese Männer, wenn man sie anders so nennen kann, irren sich aber gar sehr. Nicht wahr Madam?

Wenn man aber einer Vorstellung, die sich auf einen solchen Trieb stützt, muthwillig nachhängt, nicht allein nicht widerstehen will, sondern sich gar eine Ehre daraus macht nicht zu widerstehen und

sich für einen Eingeweihten in die My-  
sterien der alles beglückenden Natur hält,  
sobald man sich solche Liebes-Schlösser in  
die Luft bauen kann, ja mein Gott, was  
ist da nicht unwiderstehlich in der Welt.  
Wäre doch wohl gar die kranke Frau im  
Gellert gestorben, wenn der Schneider  
nicht gekommen wäre, oder hat doch einer  
schon seine Frau für ein Glas Brannt-  
wein andern überlassen. Da ist es frey-  
lich kein Wunder wenn Glück und Ruhe  
dahin gehen, als hätten sie nie bey einem  
gewohnt, und ist es noch gut, wenn  
nur Glück und Ruhe fliehn. Eine solche  
Liebe führt ihre Lieblinge oft in Ket-  
ten nach Celle, und mich dünkt von  
Rechtswegen.

Die Liebe, die ich dem vernünftigen  
Manne für anständig halte, verhält sich

zu der, gegen welche ich schreibe, so wie die gerechte Zähre des rechtschaffenen Mannes bey dem Tod einer Mutter, gegen das ungezogene Geheul und Haarausreißen des schwachen Pöbels. Und ich weiß wohl, wenn ich auch bis an den jüngsten Tag predigte, so würde doch die Anzahl derer, die jenen Folgen der Liebe standhaft widerstehen, immer die kleinere Zahl seyn. Aber was ist das seltsamere, als daß die Leute, die ihr Unglück mit Muth, Gelassenheit ertragen, ebenfalls sehr wenige sind? Aus dem, was der Mensch jetzt in Europa ist, müssen wir nicht schließen, was er seyn könnte. In andern Welttheilen ist er ja schon anders, sehr viel anders.

Nun könnte ich, wenn es nöthig wäre, und ich Zeit hätte, eine Menge Bey-

spiele von Leuten herbringen, die das  
Gesagte bestätigten, allein es ist bey Ihnen  
unnöthig und ich werde wirklich müde,  
und breche daher ab. — — —